

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sängerkrieg in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1882

IV. Der Kaplan Sebastian Ruf

nicht zu sagen; Sie wissen das schon. Ich finde sie fein, geistreich, gut gedacht und künstlerisch geformt, aber doch wollte mir beim Lesen, wenn ich Ihrer Person gedachte, fast ein leises trop tard über die Lippen schlüpfen. Kann denn das arme Herz auch in seinem fünften Dezennium noch keine Ruhe finden? Immer noch wie vor fünfzehn Jahren zur Zeit der „Georgine“ — obgleich es dort schon etwas spät schien — diese melancholischen Variationen auf der G-Saite der Liebe oder praktisch ausgedrückt: immer noch diese schwermüthigen Schnaderhüpfeln an spröde Backfischlein, die sich nicht fangen lassen wollen? — Noch einmal kommt mir die Frage, warum haben Sie so lange geschwiegen? Warum sind Sie nicht herausgetreten, als Heibel und andere ihre dichterische Karriere begannen? oder noch am Anfang dieses Dezenniums? Die elegische, der öffentlichen Dinge überdrüssige Stimmung der Nation war in jenen Jahren der Ihrig wieder ziemlich zugeneigt. Jetzt sind wir, meine ich, schon wieder zu politisch geworden. u. s. w.“

IV.

Innsbruck. Der Kaplan Sebastian Ruf.

Ende September war ich wieder in Innsbruck. Dr. Schuler zeigte sich abermals sehr freundlich. Ich saß viele stille Stunden in seinem Archive und schrieb viele hundert Hof- und Ortsnamen aus den alten Steuerregistern zusammen. Dabei sah ich leider bald, daß ich in meinem

kaum erschienenen Büchlein „Ueber die Urbewohner Rhätien's und ihren Zusammenhang mit den Etruskern“ allzu viele Namen für etruskisch angesehen, die ich jetzt für romanische erkannte, und daß das Schriftchen also förderksamst umzuarbeiten wäre.

Abgesehen von dieser linguistischen Zerknirschung verliefen die Tage und namentlich die Abende sehr angenehm. Herr v. Kern, der kurz vorher, wie schon erwähnt, als Gubernialrath nach Innsbruck versetzt worden, war das anerkannte Haupt unserer sonst statutenlosen Gesellschaft. Er scherzte und schäkerte sehr gerne, gieng aber ebenso gerne auf ernstere Gespräche ein. Neben ihm standen Dr. Schuler, Prof. Flor, der geistreiche Aesthetiker, der später in Rom als Uditore della rota gestorben, Dr. Stotter, ein Naturforscher, der auch in jungen Jahren aus dieser Welt gieng, Sebastian Ruf, der Kaplan des Irrenhauses in Hall, ein netter Herr, der die Christenleute, die ihm nahe kamen, mit entschiedenem Talente aufzuziehen wußte, Dr. Pfandler, ein junger Rechtsanwalt, der sich auch literarisch beschäftigte, Dr. Straßer, später Bürgermeister in Hall, ein fleißiger Sammler, der heitere Anekdoten und seltsame Geschichten liebevoll zusammentrug und mir eines Tages auch die merkwürdige Begebenheit erzählte, auf welche sich „die Rose der Semi“ gründet. Ueberdies erschienen Tag für Tag etliche minder bedeutende Ab- und Zugeher, deren Namen ich aber nicht mehr weiß.

Die Genannten sind nun bereits alle ins bessere Jenseits gegangen. Die Pietät ihrer Landsleute hat sie seiner

Zeit sämmtlich mit Nekrologen und Nachrufen in den Landeszeitungen oder auch in eigenen Schriften bedacht und Konstant von Wurzbach hat ihnen auch wieder in seinem biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich die verdienten Denksteine gesetzt. Es wäre daher überflüssig, ihre Lebensläufe hier ausführlicher zu besprechen, und liegt dies auch gar nicht in dem Plane dieses Büchleins. Dennoch wird es erlaubt sein, wegen meiner besondern Bekanntschaft mit ihm den Kaplan Sebastian Ruf herauszuheben und über denselben einiges zu sagen, was in seinem Nekrologe kaum zu finden sein dürfte.*

Die Eingeweiheten wissen schon lange, daß das wundervolle Land Tirol in den hoffnungsreichen Jahren des Vormärzes einen kleinen, aber wirksamen Kreis von liebenswürdigen Weltweisen aufzeigen konnte, der ihm zur Ehre gereichte, der aber jetzt auch dahingegangen und nach allgemeiner Meinung nicht wieder ersetzt worden ist. Als der Erdenker, als der kühnste Forscher in dieser Kunde galt damals unbestritten Sebastian Ruf, der Kaplan am Irrenhause zu Hall, den ich im Jahr 1843 kennen lernte, bis zu seinem Ende als meinen Freund verehrte und nunmehr mit einer freundschaftlichen Erinnerung bedenken möchte.

Kaplan Ruf war 1802 geboren, also damals einundvierzig Jahre alt, ein hoher, aber wohlgestalteter Mann mit hellen blauen Augen und einem Gesicht voll Güte und

* Ueber ihn wäre ferner zu vergleichen: Kleinere Schriften von Ludwig Steub I. 167. Dort ist auch S. 165 Dr. Straßer besprochen.

Wohlwollen. Er war eines Schmiedes Sohn von Absam, einem Dorfe, das in der Nähe der Stadt Hall gelegen ist, und half dem Vater bereits in seiner Handlung, als er sich eines Besseren bejann und einen andern Beruf erwählte. Da wenig Mittel und doch große Liebe zum Studiren vorhanden waren, ergab er sich dem geistlichen Stande und lernte dann, wie vorgeschrieben, zu Junsbrunn und zu Brigen die Theologie. Mit siebenundzwanzig Jahren erst wurde er ausgeweiht und zunächst als Kurat in die Leutasch versetzt, ein enges Thal, welches bei Baiersisch-Mittenwald eingeht und damals nur arme Hirten, Schmuggler und Wilderer ernährte. Doch erlangte er nach einigen Jahren die Kuratenstelle in Tobadill (urkundlich Tablatell von tabulatum, Stadel), was ein kleines, mühsam zu erreichendes Bergdorf bei Lander im Oberinntale ist. Aber auch in dieser Einsamkeit blieb er nicht lange, sondern trat 1837 als Hauskaplan in die Irrenanstalt zu Hall. Dort verlegte er sich bald auf Forschungen über die Natur des Wahnsinns, welche er später in drei Büchlein zusammenfaßte und herausgab. Das erste führt den Titel „Physische Zustände“ und ist 1852 erschienen. In diesem äußert er schwere Zweifel gegen die Freiheit des menschlichen Willens, gegen die Möglichkeit, die Verbrechen nach Verdienst zu strafen, und schließt mit dem Spruche: Die Schuldzurechnung ist Sache Gottes und nicht Sache der Menschen. Das Büchlein, welches, wie die Vorrede sagt, „in der Schule der Klagen und der Leiden, des Elends und des Jammers entstanden ist“, zeigt außer einer unge-

wöhnlichen Belesenheit auch die tiefe Humanität des Verfassers, der der Kritik menschlicher Fehler eine Milde und Schonung empfiehlt, wie sie selbst bei den besten Christen nicht immer zu finden ist. Dieser seiner ersten Schrift folgten im Jahre 1856 „Die Delirien,“ ein höchst interessantes Werk, das namentlich den menschlichen Verstand in der allgemeinen Achtung gegenüber der Phantasie zu heben sucht. Ueberraschend sind die Zusammenstellungen, die sich da über Schwermuth, Wahnsinn, Selbstmord oder frühen Tod der Dichter, Musiker und Maler finden. Ein drittes Heftchen: „Die Kriminaljustiz, ihre Widersprüche und ihre Zukunft,“ erschien im Jahre 1870 und sucht die Sätze, die der Verfasser in den „Psychischen Zuständen“ aufgestellt, neuerdings zu rechtfertigen und zu befestigen.

Für alle diese literarischen Unternehmungen stand ihm eine sehr gediegene Unterlage zu Gebote, da er sich in seinen freien Stunden vorzugsweise mit den neueren deutschen Philosophen, mit Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher, David Strauß, Feuerbach und Anderen beschäftigte.

Auch in die Phrenologie versuchte er tiefer einzudringen und auf ihrer Basis haben wir uns eigentlich kennen gelernt. Es sind jetzt neununddreißig Jahre, seitdem wir, uns unbekannt, in größerer Gesellschaft beim Hirschen zu Innsbruck saßen, seitdem er, gegen mich gewendet, über den Tisch herüber freundlich ausrief: „Aber der Herr dort hat einen stark ausgeprägten Ortsinn!“ Ich hielt dies für sehr möglich und bat mir weitere Er-

klärung aus, die er dann auch als Sachverständiger sofort erteilte. So wurden wir bekannt und blieben fortan gute Freunde.

Bei solcher Richtung seiner Studien mußte ihm aber der Verkehr mit den Irren, der wohl andern sehr abstoßend dünkt, äußerst anziehend und belehrend scheinen. Er hat da durch die liebliche Weise seines Umganges viele Hunderte getröstet, erquickt und zu mannigfachen Heilungen wesentlich beigetragen. Freilich gieng ihm dabei der Glaube an die menschliche Freiheit verloren, aber weil er die unfreundlichen Phänomene, die ihm der irdische Verkehr mitunter bot, weniger dem Individuum, als der menschlichen Natur überhaupt zur Last legte, so war er äußerst verträglich und galt in weiten Kreisen als der Engel des Friedens, der auch andere versöhnte, wenn sie sich zer schlagen hatten. Ebenso pflegte er die läßlichen Sünden der Männer wie die der Frauen, wenn sie einmal geschehen waren, mit der sanftesten Katechese zu behandeln. Nun ist das Land Tirol auch in religiösen Sachen voller Skrupel, und es kommt daher nicht selten vor, daß nicht allein jugendliche Frauen, sondern auch ganz reife Männer außer ihren Beichtvätern gerne noch beliebige Gewissensräthe heranziehen, um durch deren Zuspruch im Glauben fester und über ihr Seelenheil ruhiger zu werden. In dieser Beziehung nun genoß unser Sebastian namentlich bei den Damen eines ausgezeichneten Rufes, war aber auch bei den Männern sehr beliebt. Einst standen wir plaudernd an dem Innsbrucker Bahnhof, als ein wohlgekleideter Mann

uns näher kam, ein Mann von etwa dreißig Jahren, wahrscheinlich dem Beamtenstand angehörig. Nachdem ihn der Kaplan bemerkt hatte, meinte er, der komme wohl, ihn abzurufen, aber ich möge nur da warten, er werde nicht lange ausbleiben. Der erwähnte Herr war nun herangefommen, flüsterte meinem Freunde einige Worte zu, nahm ihn dann am Arme und gieng mit ihm einige Male vor dem Bahnhofe auf und ab. Nach einer Viertelstunde kam Sebastian wieder allein zurück. Ich fragte, wer der Mann gewesen; er antwortete, das sage er nicht gerne. „Was habt ihr denn verhandelt?“ „Ach,“ entgegnete er, „es ist ein gutmüthiger Grübler, der wieder über ein paar Dogmen reitstüzig geworden. Jetzt habe ich ihm sein Gewissen wieder eingerichtet.“

Während er so den Gläubigen auf ihren Wegen beistand, erschien er unter anderen Umständen wieder als vertwegener Skeptiker. Nachdem er nämlich so viele Philosophen und so viele Irren studirt hatte, war er unter diesen Studien mehr oder weniger Atheist geworden, jedoch ohne das katholische Glaubensbekenntniß aufzugeben. Wenn er nun unter vier oder sechs Augen einen möglichen Proselyten erschnuppert hatte, so schlug er gerne auch den letzten Boden durch, um ihn aber gleich wieder herzustellen. Einst waren mit mir zwei verehrende Jungen um ihn, die an der Universität in diesem Jahre der Philosophie oblagen und sich fast mit ihm messen zu wollen schienen. Man begann also philosophische Gespräche und so kam denn bald das Dasein Gottes zur Diskussion, in welche

die jungen Herren apologetisch eintraten. Nachdem nun jener die gewöhnlichen Beweise für dieses Dasein alle aus dem Felde geschlagen hatte, fieng einer der Studenten an: Aber jetzt geben Sie Acht, Herr Kaplan, jetzt werf' ich Sie — jetzt kommt der beste Beweis. Alles Erschaffene muß einen Schöpfer haben; die Welt ist erschaffen, also muß sie einen Schöpfer haben, und den nennen wir Gott! — „Das ist der schlechteste Beweis von allen,“ antwortete der Kaplan. „Da müßte ja auch Gott einen Schöpfer haben, und da stünden wir vor einer Reihe von Schöpfern, die unendlich wäre.“

Die Studenten schauten sich verdutzt an und bewunderten den Philosophen, der sie so leicht überwunden hatte; dieser aber fuhr in wohlwollender Ermahnung fort: „Laßt diese Sachen, ihr Bürschlein, sie sind euch nicht gesund! Die Philosophen können sie nicht lösen und ihr auch nicht. Die Wissenschaft bringt keinen Trost, schon weil sie sich täglich ändert. Ewig fest und unerschütterlich ist nur der Glaube. Die Wissenschaft ist der Verstand, der Glaube ist die Poesie. In jener müßt ihr verdorren, nur in diesem könnt ihr grünen und blühen!“

Diese christkatholische Parabase kam eben so natürlich heraus, wie vorher seine skeptische Polemik, und die Studenten schauten sich noch verdutzter an als früher.

Auf solchen Uebergängen bewegte sich der Kaplan in vertrautem Kreise nicht ungern. Wenn dann etwa ein Zuhörer ernsthaft einwendete, das sei doch nur ein frivoles Spiel mit Ueberzeugungen, so konnte er lachend entgegnen:

„Ich glaube an meine Ueberzeugungen so wenig, als an meinen Glauben. Unser Räthsel kann sich nur im Jenseits lösen, wenn es ein solches gibt. Bei meinen Irrren könnte ich mit Kant und Fichte gar nichts ausrichten, aber ein schöner Spruch aus der Bibel und das Versprechen einer bessern Welt erhebt sie. Wenn ich die gute Wirkung sehe, glaube ich mitunter selbst daran. Was uns am Höchsten stehen muß, das ist die Humanität. Alle Dogmen und alle Religionen sind nur die Bindfäden, die sie festigen sollen. Ich stimme daher mit dem Christenthume vollkommen überein und predige seine Lehren ohne Hinterhalt.“

Ein andermal konnte er mit Entschiedenheit behaupten, daß Glauben und Wissen zwei Kreise seien, die sich gar nicht zu berühren brauchen. Es sei unphilosophisch, den Glauben philosophisch widerlegen zu wollen. „Als Priester glaub' ich, als Denker forsch' ich. Ich lese meine Messe mit derselben Andacht wie die andern und denke nicht daran, das gläubige Volk in seinem Glauben zu erschüttern. Was könnt' ich ihm dafür geben?“

Man erzählt sich, daß der Kaplan zuweilen auch mit seinen Amtsbrüdern zu händeln hatte, denn die meisten hielten ihn, vielleicht mit Unrecht, für einen angehenden Abtrünnigen, dessen Seelenheil in ständiger Gefahr sei. Deshalb kamen sie mitunter persönlich zu ihm, um seine Besserung zu versuchen. Solche Missionäre führte er je- weils ohne langen Aufenthalt zum Weine, an irgend ein Dörflein, wo ein paar gute Freunde zu finden waren.

Vor diesen eröffnete er dann das Religionsgespräch, wobei er als überlegener Dialektiker und Hänfelmeister erster Größe eine unnachahmliche Ironie entfaltete. Mit leisen, harmlosen Fragen anhebend und immer in derselben Weise fortjahrend, veranlaßte er den Gegner, seine ganze Dogmatik auseinanderzulegen, suchte ihn dann — immer mit der höchsten Achtung vor den Dogmen, aber immer lächelnd und scherzend — in alle möglichen Widersprüche zu verwickeln und ihm schließlich zu zeigen, daß nicht er, der Kaplan, sondern der Widersacher eigentlich ein Krypto-lutheraner, ein heimlicher Calvinist, ein Reger und Abtrünniger, ja gar ein offener Heide, und daß die wahre und echte Theologie nur im Haller Irrenhause zu finden sei. Sobald er soweit gekommen, gab er aber dem Gegner die besten Worte und bemühte sich, wenn es nöthig war, so lange, ihn wieder friedlich zu stimmen, bis derselbe als aufrichtiger Freund von dannen gieng. Die Haller Herren freuten sich aber immer in ihrem Trinkstüblein, wenn der Kaplan einen solchen geistlichen Vorkämpfer daherbrachte.

Derlei Geschichten drangen indeß allmählich auch bis zu den Ohren seines Bischofs, des hochwürdigsten Herrn Vincenz Gasser, der übrigens schon aus Sebastian's Schriften die gehörige Aufklärung schöpfen konnte. Doch stand der Kaplan in so hohem Ansehen, daß ihn das Kirchenlicht zu Brixen immer in Ruhe ließ. Ja, dieses sprach ihm sogar einmal eine Art von Anerkennung aus, indem es bei einer Visitation zu Hall dem Dechant sagte: „Grüßen Sie mir den Kaplan! Er liegt mir sehr am

Herzen — seine Grundsätze sind schlecht, aber seine Sitten sind ohne Tadel!“

Nach einer umlaufenden Sage habe übrigens der Bischof auch einen guten Grund gehabt, dem Kaplan dankbar und deßhalb nachsichtig zu sein. Vincenz Gasser, lei nämlich auch einmal, wie Beda Weber, im Herzen ziemlich freigeistig gewesen und habe seine Gedanken über allerlei kirchliche Gebrechen seinem Freunde Ruf oft brieflich mitgetheilt. Als nun jener Bischof geworden, habe dieser die betreffenden Briefe schleunigst zusammengepackt und sie mit einigen freundlichen Zeilen nach Brixen geschickt. Dies habe ihm sein Oberer nie vergessen.

In seinen gymnastischen Uebungen konnte aber unser Sebastian oft sehr grausam werden, obgleich er sie immer, wenn der Andere das Tischtuch zer schneiden wollte, mit einem wohlthuenden veröhnlichen Epilog beendigte und alle Verbitterung auszutilgen suchte. Mit Vorliebe behandelte er übrigens, nachdem er schon alle seine näheren Freunde vorgekommen, die gebildeten Touristen, die ihm in den Schuß kamen und denen er immer mit der größten Bartheit zu beweisen suchte, daß ihre Lieblingsstudien, ihre Lebensaufgabe, ihr Stand und ihr Beruf eigentlich nur Unsinn seien. Einmal, bei der Scholastika im Alpenthale, hatte er meinen alten, jetzt seligen Freund, den Chordirektor Konrad Max Kunz, den ich mitgebracht, in seine Klauen genommen, ihm freundlich seine Meinungen über Musik abgefragt und dann bemerkt, daß diese unter allen Künsten die inhaltsloseste und albernste sei, hierauf

auch den Chordirektor, der sie natürlich in Schutz nahm, siegreich durch alle Rubriken gejagt, so daß mein Reisegefährte zuletzt grimmig in den Tisch schlug, einige nicht sehr feine Worte fallen ließ und aus der Stube gieng. Ich folgte theilnehmend, mußte mir aber sagen lassen: „Warum bringst du mich zu solchen Leuten? Der Mann sieht aus wie ein Engel und ist ein wahrhaftiger Teufel. Ich kann den Kerl nicht mehr ausstehen. Ich gehe gleich nach Jenbach hinunter.“ Aber da war auch der Kaplan schon nachgekommen, bedauerte recht herzlich, ihn durch unüberlegte Aeußerungen so gereizt zu haben, gab ihm die geschmeidigsten Erklärungen, lustwandelte dann unter beständigem geistlichem Zuspruch mit dem gekränkten Fremdling am Ufer des Sees entlang und brachte ihn zuletzt ganz versöhnt wieder zur Gesellschaft zurück. Konrad Max Kunz blieb dann noch ein paar Tage bei der Scholasitka und unterhielt sich jeden Tag besser, und zwar gerade mit dem Kaplan.

Bald darauf suchte dieser mit meiner Wenigkeit anzubinden. „Du vertragst viel Zeit mit der Geschichte — was hast du denn davon?“ — „Geschichte,“ antwortete ich mit einer weltbekannten Phrase, „ist die Lehrerin der Völker und des Einzelnen.“ — „Wie,“ fuhr er fort, „lernen die Söhne aus den Fehlern der Väter und die Fürsten aus den Sünden ihrer Vorfahren? Nein, die Geschichte muß wohl eine andere Bedeutung haben!“ Und damit fieng er mit seinen tändelnden Fragen an, gab sich aber mit keiner Antwort zufrieden, so daß ich bald

verdrießlich wurde und höhrend ausrief: „Du verschmitztes Pöfflein, wenn du den Tacitus nicht lesen willst, so lies dein Brevier und lass' mich in Ruh'!“ Da schlug er ein urgemüthliches Gelächter auf, gab mir über den Tisch die Hand und sagte: „Du hast den Kunz gerochen.“

Für die Feindseligkeit, welche der Kaplan damals der Geschichte entgegengebracht, erreichte ihn aber noch auf dieser Welt die Nemesis. Als nämlich das Jahr Achtundvierzig vorüber war und alle Hoffnung auf bessere Zeiten verloren schien, nahm er die Gewohnheit an, das reiche Stadtarchiv von Hall zu besuchen und mancherlei alte, vergilbte Schriftstücke daraus nach Hause zu nehmen. Hierauf gieng es nicht lange her, bis man unsern Sebastian im Tiroler Boten als tirolischen Historiker auftreten sah. Er brachte nun allerlei kleine Abhandlungen aus der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung, erzählte von dem alten Schützenwesen und den alten Schlössern, von dem Auftreten der lutherischen Prädikanten, von dem berühmten Geigenmacher Jakob Stainer von Abam u. s. w. Sein größtes Werk auf historischem Felde ist die kleine, sechs Bogen starke Chronik des Achenthals, welche 1865 in der Wagner'schen Buchhandlung zu Innsbruck aus Licht trat. Ueber diese Chronik hat ein Kritiker bald nach ihrem Erscheinen öffentlich bemerkt, „es sei sonderbar, aber vielleicht aus priesterlicher Entjagung zu erklären, daß der Herr Kaplan von seinem Geiste und seinem Wize gar nichts in seine Chronik träufelte, sondern diese so trocken darzustellen beliebte, daß ihm einst seine platonische Freundin,

Frau Weingastgeberin Ulrich zu Hall, die Langweile seiner Geschichtschreibung vor ihrem ganzen Publikum vorwerfen konnte, ohne Widerspruch befürchten zu dürfen.“ Ich hatte selbst die Ehre, diesem kleinen Auftritte beizuwohnen und zu finden, daß der Kaplan die Kritik mit christlicher Ergebung aufnahm und dabei gestand, es sei ihm nicht möglich, einen geistreichen Einfall, wenn sich ein solcher melde, zu Papier zu bringen; es sei ihm dann immer, wie wenn ihn hinten Jemand zupfte, um ihn davon abzuhalten.

Im Jahre 1849 lebte David Friedrich Strauß in München und hatte mannigfachen Verkehr mit mir. Als nun der Sommer gekommen, gedachte er auch das schöne Land Tirol zu besuchen und ersuchte mich um meinen guten Rath. Ich empfahl ihm zunächst die Gegend von Hall und meinen muntern Freund, den Weltweisen Sebastian Ruf, den Kaplan am Irrenhause daselbst. Dieser habe Hegel, Feuerbach und David Strauß gelesen, über Delirien und psychische Zustände geschrieben und sei wohl der erste Denker Rhätiens, aber ohne allen philosophischen Dünkel. Er werde ihn gewiß gut aufnehmen. Mit einem gewichtigen Empfehlungsbrief versehen, begab sich der berühmte Verfasser des Lebens Jesu damals auf die Fahrt.

In der That empfing der tirolische Denker den schwäbischen mit herzlicher Freude und mit aufrichtiger Anerkennung der Ehre, die ihm sein Besuch erwies. Uebrigens blieb dessen Anwesenheit nicht unbeachtet, denn obgleich in dortiger Gegend „das Leben Jesu“ außer unserm

Sebastian wohl niemand gelesen, so hatten doch schon viele von Dr. Strauß gehört. Die Amtsbrüder fragten den Kaplan auch unter der Hand: wie er denn den Umgang mit diesem verrufenen Menschen verantworten könne. Der weise Sebastian versicherte dagegen unter dem Siegel der Verschwiegenheit: der Doktor fange stark zu zweifeln an, ob er auf dem rechten Wege sei; vielleicht stehe eine Umkehr bevor. Da sie nun ungefähr das Gleiche studirt hätten, so sei er zu ihm gekommen, um Gewissensrath zu halten; es wäre möglich, daß er gar noch katholisch würde. Diese frohe Botschaft verbreitete sich bald in der ganzen Gegend, und die Geistlichen begrüßten und besprachen dann den zuerst so unheimlichen Fremdling noch freundlicher als die Laien.

Einmal giengen sie auch lustwandeln nach Abjam hinaus. Dies ist ein stark besuchter Wallfahrtsort, wo die in einer Fensterscheibe erschienene Muttergottes verehrt wird und allerlei Wunder wirkt. Da Sonntag war, zogen viele Landleute hin und her, welche alle grüßten, und zwar mit der von der Kirche so warm empfohlenen Formel: Gelobt sei Jesus Christus! Dr. Strauß schien sie hier zum erstenmale zu hören, und ihre beständige Wiederkehr wurde ihm bald auffällig. Er horchte, horchte — immer wieder: Gelobt sei Jesus Christus! — „Sonderbar,“ sagte er zuletzt zum Kaplan in einiger Aufregung, „ich glaube gar die Leute verhöhnern mich!“*

* Aus meinen „Erinnerungen an D. F. Strauß.“ A. 3. 9. Juni 1877.

Abgesehen von etlichen unbedeutenden, immer günstig endenden Gewittern, vergieng das Leben dieses Weisen wie eine heitere Stunde, wie ein milder Scherz. Alle, die ihn kannten, liebten ihn, und ebenso suchte er nach Kräften seinen Mitmenschen angenehm zu werden. Jeden Dienstag fuhr er des Nachmittags nach Innsbruck und gieng zuerst in den Buchladen, um die Neuigkeiten zu besehen, später aber in den Hofgarten, wo ihn die Freunde schon erwarteten. War er dann Abends nach Hall zurückgekommen, so fragten ihn die Herren beim Abendtrunke herkömmlicherweise, was es in Innsbruck Neues gebe, und da hatte er fast immer eine Ente im Vorrath, die er unterwegs eingefangen. Einmal erzählte er, der Rothschild habe Schloß Ambras gekauft, oder der alte Präsident St. heirathe die verwittwete Wirthin von Abjam, oder die Frau Dr. Sch. sei in die Sill gefallen, aber gleich wieder herausgezogen worden, und dergleichen. Da er nun, wie es eben gieng, sehr oft auch wahre Neuigkeiten mitbrachte, so wurden die erdichteten nicht immer sogleich verworfen, sondern ihre Echtheit gewöhnlich mit Scharfsinn geprüft und diskutirt, was dann oft sehr spaßhaft ausfiel. Immerhin pflegte man in Hall damals sprichwörtlich zu sagen: Er lügt noch ärger als der Kaplan.

Sehr viele vergnügte Tage verlebte unser Freund bei der Jungfer Scholastika im Aenthale. Dorthin hatte nämlich Dr. Schuler schon vor vierzig Jahren seine herbstliche Sommerfrische verlegt und auch alle seine näheren Freunde hingezogen, so daß man da um diese Zeit die

beste und heiterste Gesellschaft traf. Jetzt sind diese schönen Tage freilich schon längst dahin, und als Erinnerung ist nur das „Bedantenstübel“ übergeblieben, wo damals die Philosophen und ihre Schüler und die dazu gehörigen Damen den Abendtrunk einzunehmen pflegten.

Alle zwei drei Jahre kam er auf Besuch zu uns nach München und blieb dann ein paar Tage. Er war meinen Kindern sehr gewogen, brachte ihnen immer „Haller-törteln“ oder Meraner Kessel mit und erwarb sich durch sein freundliches Wesen ihre ganze Liebe. Wenn eine anwaltliche Geschäftsreise auskam, so pflegte er mich zu begleiten, wobei dann immer ein paar Kinder mitgenommen wurden. So kamen wir zusammen nach Dachau, nach Starenberg, nach Tuging u. s. w. Diese Ausflüge verliefen immer sehr vergnüglich.

Am 26. Februar 1872 schrieb er mir: „Mit Ende März verlasse ich die Anstalt, in der ich seit dem Jahre 1837 gedient habe. Die Landschaft hat mich gut pensionirt und die Regierung hat mir das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen. Seit dem 25. Jänner d. Js. bin ich nun siebenzig Jahre alt.“ Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß Sebastian immerdar Kaplan im Irrenhause bleiben und sich nie um eine bessere oder vornehmere Pfründe bewerben wollte.

Und als er kam zu sterben, könnte man sagen, zählt' er die Freund' im Land', und da ihm seine Schüler, Flir, Schönach, Stotter und Andere mehr bereits vor-
ausgegangen, so legte er sich ruhig aufs Lager und gieng,

mit einem Buche in der Hand, den 11. April 1877 als römisch-katholischer Atheist schmerzlos aus dieser Welt.

Sebastian Ruf hat mir in seinem Leben über dreißig Briefe geschrieben. Einige Auszüge aus denselben mögen hier wohl eine Stelle verdienen.

Hall, den 17. September 1845.

Lieber Freund!

Ihr glaubenslosen Leute habt keinen Sinn für den Teufel. O, wie ergreifend sind z. B. die Exercitien der Jesuiten! So was zu erfassen seid ihr gar nicht im Stande!

Sie waren alle beisammen, die Patres, jung und alt, im Refektorio; sie hielten ihre stillen Exercitien. Das Tageslicht war abgesperrt. Mitten im großen Saale flackerte matt eine Oellampe vor einem alten Crucifixe. Alles war stille, wie im Grabe; es war gemeinschaftliche Meditation. — Plötzlich schlug draußen im nahen Klostergarten ein Buchfink hart am Neste, das mit zarten Zungen gefüllt war. Laut drangen durch die geschlossenen Fensterladen, durch deren Ritze ein schöner Maitag hereinblitzte, seine frechen Naturlieder in den heiligen Saal. Die jungen Patres wurden etwas unruhig, als verstünden sie, was der lose Vogel singe. Der alte Rektor schüttelte zwei dreimal mürrisch den Kopf. Als aber die Lieder des Vogels immer heller und geller herein drangen, wurde er sichtlich sehr unruhig; er stand auf und beorderte den Sakristan, der an der Thür Wache hielt, er möchte eiligst den Störefried fortjuchen. Gesagt, gethan. Allein der

lose Vogel kam immer wieder und sang. — Da brach der fromme Alte von neuem das Silentium und sagte höchst ergriffen: „So mach' ihm den Garaus; wir wollen Ruhe“ und bald knallte draußen die Flinte, der Vogel lag im Blute unter dem Blütenbaum. Das Geschrei der jungen Brut drang nicht mehr herein; sie hatte bald ausgeschrien. — Die frommen Exercitien giengen dann ruhig vor sich. Der Rektor war der Letzte zur Thür hinaus und sagte: „Erst mit dem Tode der Natur gedeiht die Kontemplation.“

Da die Missionen viele Individuen in unsere Anstalt lieferten, so fand das Gubernium für gut, selbe sehr zu beschränken. So wurde nicht gestattet, daß in Namlos bei Reutte die Missionen durften gehalten werden. Ein Freund von mir hat in Schweizer Blättern manches Hörtörchen veröffentlicht.

Hall, am 13. Mai 1853.

L. F.! Ist es rathlich, daß Völker ihre alten historischen Erinnerungen aufgeben sollen? Ein gewisser L. St. hat uns jüngst in der Allgemeinen ganz besonders schön und klar das Gegentheil bewiesen. Wir mußten ihm beistimmen. Aber sollen nicht auch einzelne Individuen diesen Grundsatz festhalten? Auch wir sollen alte Freundschaften, an welche sich angenehme Erinnerungen knüpfen, nicht gänzlich aufgeben. Wenigstens für mich hat es immer etwas Behmüthiges, wenn sich alte Bekannte nicht mehr kennen wollen.*

* Ein freundlicher Vorwurf, weil ich ihn damals längere Zeit nicht mehr geschrieben hatte.

Wie es meinem Büchlein (Psychische Zustände) ergangen? Es hat Lob und Tadel erfahren. Nun ja, Lob und Tadel muß ja sein! Von den Geistlichen wurde ich gar arg hergenommen. Sie warfen mir Materialismus, Scepticismus, Irr- und Unglauben vor. „So hört Alles auf; es gibt keine Sünde, es gibt nichts Böses mehr“ — war das allgemeine Feldgeschrei. Selbst der „Phönix“ * gab sich dazu her, mein Büchlein als ein äußerst gefährliches und sittenverderbendes zu denunciiren.

In Tirol greift seit einiger Zeit das Poetenthum arg um sich. Alles, jung und alt, groß und klein, klingt und singt. Die Bäume in den Wäldern wollen nicht mehr nachwachsen; wir haben Mangel an Holz. Junge Poeten dagegen schießen ringsum, wie Pilze auf. Das große Publikum schenkt ihnen zwar wenig Gehör; allein das bewegt sie nicht, ihren lyrischen Ergüssen Einhalt zu thun. Besonders haben wir in neuester Zeit einen großen Ueberfluß an Sagedichtern. Da die Volksagen spärlich vorkommen, so verlegt man sich aufs Sagedichten. Um jeden einsamen Baunstecken flattert eine Sage.

Das Volk in Tirol hat Freuden anderer Art. Bald hat es ein Säkulum, bald eine Fahnenweihe, bald ein Scheibenschießen, immer mit türkischer Musik begleitet. Am andern Tag lesen wir die herrlichsten Beschreibungen all dieser Festlichkeiten im „Voten“, in der „Schützenzeitung“ und im „Volksblatt.“ Daß diese Feierlichkeiten immer

* Eine damals in Innsbruck erscheinende literarische Zeitung.

auch besungen werden, versteht sich von selbst. Auch das Tischrücken wird stark betrieben, aber nicht vom Landvolke, sondern von Beamten, von der Aristokratie und von Geistlichen.

Hall, am 17. Oktober 1859.

L. F.! Unser Freund, Dr. Johannes Schuler, hat nun, wie Dir vielleicht schon bekannt ist, ausgestritten und ausgelitten. Ja, ausgestritten und ausgelitten! Sein Leben war ein fortwährender Streit gegen Halbheiten und Schlechtigkeiten, gegen Heuchelei und Kriecherei unserer Zeit. Er ist in diesem Streite nach und nach ermüdet und ermattet, und so denn müde, matt und todt ins Grab gesunken.

In den letzten Tagen seines Lebens gesellten sich zu seinen geistigen auch noch schwere, körperliche Leiden. Sein Geist blieb jedoch bis zum letzten Athemzug klar und hell. Einige Stunden vor seinem Hinscheiden stand ich noch an seinem Krankenbette. Und da war es, wo er mit vollem Bewußtsein von mir Abschied nahm. Er drückte mir noch fest die Hand, sah mich freundlich an und sagte: „So lebe wohl, lieber Freund! wir sehen uns hier nicht mehr wieder. Du hast treu mit mir ausgehalten; ich danke Dir.“ — Als ich zu weinen anfing, ihm um den Hals fiel und ihn küßte, sagte er: „Geh', weine nicht, ich sterbe nicht ungern. Sterben ist leichter, als Schmerzen leiden. Für mich hat der Tod nichts abschreckendes. Ich bin müde und sehne mich nach Ruhe.“ Nach einer Weile sah er mich wieder an und fragte: „Hast Du schon

Freund Steub geschrieben?“ Als ich es verneinte, sagte er: „So schreib' ihm, grüße ihn und sage ihm, daß mich sein letzter Besuch unendlich gefreut hat. Das ist halt doch noch ein ächter.“

Ich konnte kein Wort mehr sprechen und mußte gehen. Bei der Zimmerthür wandte ich mich noch einmal um. Da winkte er mit der Hand und flüßelte: „Leb wohl.“ Das war am ersten, sieben Uhr Abends. Nach zwölf Uhr in der Nacht verschied er. Seine letzten Worte waren: „Geht schlafen, ich geh' auch schlafen.“

Ich habe an Schuler viel verloren. Keiner stand mir so nahe wie er. Seit dem Jahre 1837 waren wir unzertrennliche Freunde. Sein Haus war mir eine zweite Heimat. Ich schloß ihm mein Herz auf, er mir das seine. — —

Was Schuler im Leben nicht gefunden, das fand er doch wenigstens nach seinem Tode: Allgemeine Anerkennung. Ob aber jedem, als er diese Anerkennung aussprach, auch ernst war, kann ich freilich nicht sagen.

Hall, den 22. Jänner 1863.

L. F.! Die liebe Gnädige * * * hat einmal ein großes Wort, freilich nicht gelassen, ausgesprochen: nämlich, daß wir Tiroler rohe Leute seien. Die Wahrheit dieser Worte ist in neuester Zeit wieder klar zu Tage getreten, als es galt, Wildauers Partei und ihn selbst zu stürzen.* Mich befällt noch ein tiefer Ekel, wenn ich über

* Es handelte sich um eine Wahl in den Reichstag.

diese Vorgänge Betrachtungen anstelle. Welche Leidenschaften wurden da aufgeregt, welche Rohheiten kamen ans Tageslicht, welche Mittel wurden ergriffen, um jene Zwecke, die man sich vorgesteckt hatte, zu erreichen! Ich wußte während dieser Zeit, um meine Aufgeregtheit zu beschwichtigen, kein anderes Mittel, als zu den alten Reibbüchern (Rechnungsbüchern) der Stadt meine Zuflucht zu nehmen. Das wirkte auf mich wie Opium und ließ mich augenblicklich alle rohen Scenen vergessen.

V.

Dr. Josef Streiter.

Während jener September-Tage erschien in unserer Runde auch ein Rechtsanwalt aus Bozen, dem ich bis dahin noch nicht begegnet war, Dr. Josef Streiter, der zwei junge Töchter nach Baiern hinausführte, um sie in das Erziehungsinstitut zu Nymphenburg zu bringen. Wir sahen uns in München wieder und giengen viel mit einander um. Einmal führte ich ihn auch in die Gesellschaft der „Zwanglosen,“ wo er einige seiner Gedichte vorlas. Sie wurden sehr beifällig aufgenommen und ihm schien das Urtheil dieses Areopags ungemein viel werth zu sein.

Er fuhr damals auch nach Augsburg hinüber, um die Redaktion der Allgemeinen Zeitung persönlich kennen zu lernen und mit ihr in Verbindung zu treten. Im nächsten Herbst erschien dafür, wie wir sehen werden, Dr. Gustav Kolb unter seinem Dach im Etichland.